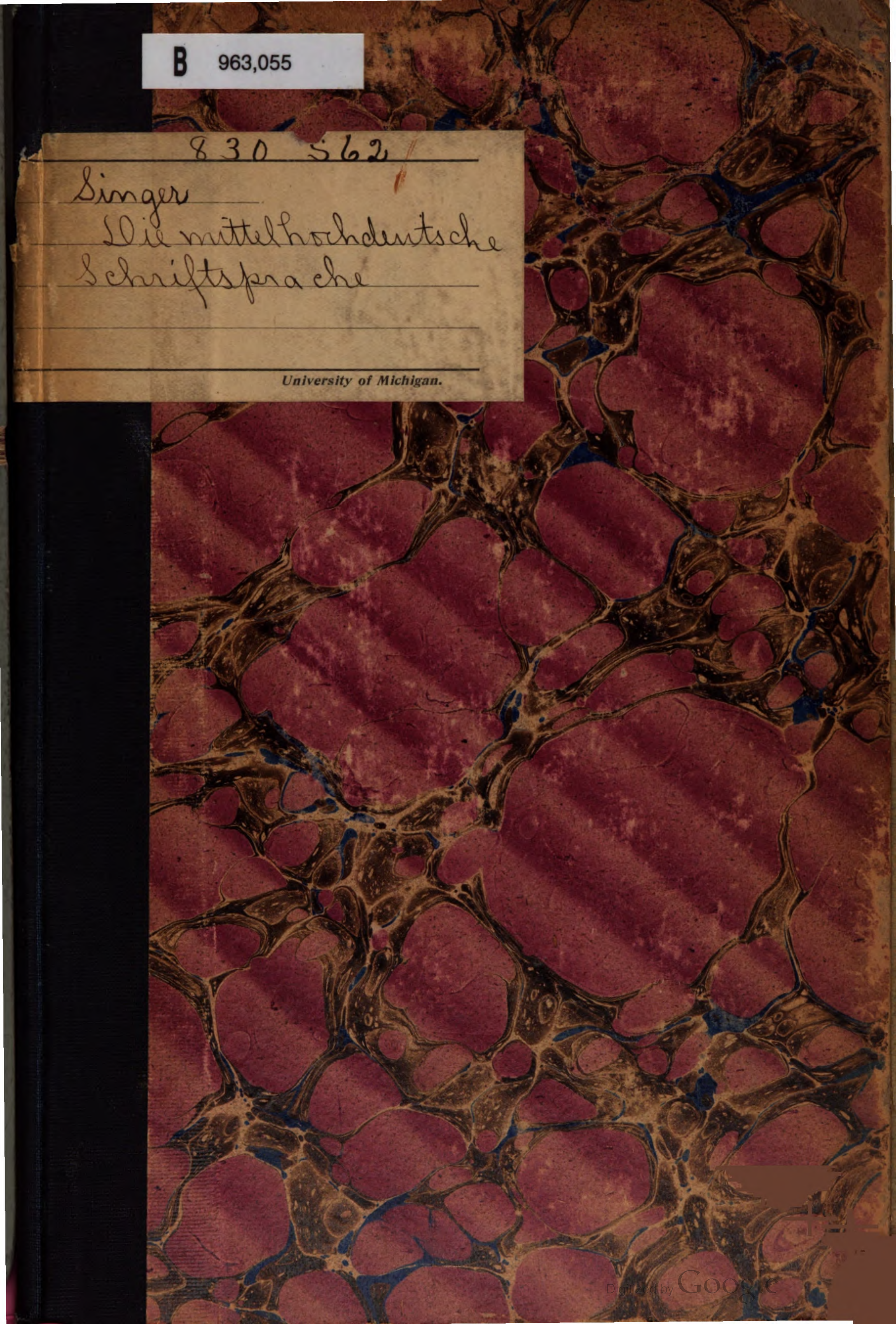


B 963,055
830 S62
Singer
Die mittelhochdeutsche Schriftsprache
University of Michigan.
Digitized by Google


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich.
Heft V.

Die mittelhochdeutsche Schriftsprache.

Vortrag

gehalten in der Gesellschaft am 3. November 1899

von

Dr. S. Singer,
Professor an der Universität zu Bern.

ZÜRICH
E. Speidel,
Akadem. Verlagsbuchhandlung.
1900.

Konrad Zwierzina

in

herzlicher Freundschaft.

Die mittelhochdeutsche Schriftsprache.

Dass es im deutschen Mittelalter keine Schriftsprache im neuhochdeutschen Sinne gegeben hat, dass auch nicht ein einzelner Dialekt, etwa der schwäbische des Hofes der Hohenstaufen, alle andern so an Gewicht überragte, dass er allein als das ganz richtige Deutsch galt, die übrigen als mehr oder minder falsch angesehen wurden — das ist seit PAULS anregender Schrift [1]) wohl niemals mehr bezweifelt worden. Aber andererseits ist es durch die neuern Forschungen von BEHAGHEL, KRAUS, ROETHE, SCHROEDER, ZWIERZINA [2]) klargestellt, dass er durchaus im Unrecht war, wenn er meinte, jeder mhd. Dichter habe einfach seinen Dialekt geschrieben und sich um die Sprache seiner Nebendeutschen nicht im geringsten gekümmert. Statt in PAULS Weise will ich die Frage aber lieber, um Missverständnisse auszuschliessen, wie folgt formulieren: „Welche Momente vermochten einen mhd. Dichter zur Abweichung von seinem heimischen Dialekt zu bestimmen?" Hier unterscheide ich viererlei: 1. die Schriftsprache i. e. S., 2. die Umgangssprache der ihm als die feinen geltenden Kreise, 3. die Litteratursprache und 4. die Dichtersprache. Was ich unter den beiden letzten verstehe, wird die Folge lehren.

1. Dass jede schriftliche Fixierung bereits eine Verallgemeinerung voraussetzt, somit eine Abweichung von der Mehrzahl der gesprochenen Sprachen, ist selbstverständlich. Die Wiedergabe deutscher Laute durch die Zeichen der lateinischen Sprache ist einmal an irgend einem Orte in Deutschland erfunden worden, ist von dort nach verschiedenen Richtungen ausgewandert, in jedem Bezirke oft in recht primitiver Weise, nach mannigfachen tastenden Versuchen den Bedürfnissen angepasst worden, wodurch sich für

einen bestimmten grössern Bezirk bestimmte Schreibgewohnheiten festsetzten, so dass wir von einer schwäbischen, österreichischen etc. Schreibschule sprechen können. Geben diese einzelnen so entstandenen Schriftsprachen von der wirklichen Sprache jenes engern Bezirkes, dem der Schreiber angehört, nur ein sehr ungenaues Bild, kommt dann zu dieser lokalen Ungenauigkeit noch eine zeitliche, insofern als die Zeit der Erfindung der Schriftsprache von der ihrer Verwendung oft weit entfernt ist, so dass naturgemäss in derselben archaische, dem wirklichen Leben längst entfremdete Formen verwendet wurden — so können ausserdem noch allerhand Gründe eintreten, die den Schreiber zur Mischung seiner eigenen Orthographie mit der einer fremden Schreibschule veranlassen, wobei dem Begriff der Orthographie eine weitere Ausdehnung zu geben ist und auch z. B. *gie*, *vie* neben *gienc*, *vienc* als orthographische Varianten zu betrachten sind. Solches mochte geschehen, wenn der Schreiber den Aufenthalt, in dem er seine Erziehung genossen hatte, dauernd mit einem andern vertauschte [3]), wenn er eine Vorlage, die in fremder Orthographie geschrieben war, abschrieb oder auch nur durch vielfaches Abschreiben solcher fremder Vorlagen in seiner ursprünglichen Rechtschreibung schwankend geworden war, wenn er Rücksichten zu üben hatte auf den Dialekt seines Brotherrn, eines Bestellers, Empfängers u. a. m. [4]). Wie weit die gesprochene Sprache von dieser Schriftsprache beeinflusst wurde, kann gefragt werden. Dass ein solcher Einfluss heute sich geltend macht, dass in vielen Gegenden Deutschlands unterrichtet wird, jedes mit *ä* geschriebene Wort müsse mit offenem, jedes mit *e* geschriebene mit geschlossenem *e* gesprochen werden, ohne Rücksicht auf die Entstehung dieser Schreibung, das ist bekannt. Damals war freilich der Weg von der Schrift zum Leben ein längerer und verwickelterer als gegenwärtig. Die wenigsten Mitglieder der höfischen Gesellschaft konnten ja lesen und schreiben, so dass wir uns diese Einwirkung der Schrift auf die Sprache nur durch die berufsmässigen Schreiber, die zugleich als Vorleser fungierten, ausgeübt denken können. Immerhin werden wir dieselbe nicht ganz ausschliessen dürfen. Vor allem konnten die Dichter mit wenigen Ausnahmen wohl alle lesen und schreiben, wenn auch selbst diejenigen ritterlichen Dichter, die es konnten, ihre Werke diktieren mochten. In der Zeit der geistlichen Dichtkunst aber fielen Dichter

und Schreiber zusammen. Nun fragt es sich, ob nicht hie und da fürs Auge statt fürs Ohr gereimt wurde. Im allgemeinen ist die feinhörige mhd. Dichtung, die z. B. die 4 gleichgeschriebenen *e*, die langen und kurzen Vokale mit gewissen Ausnahmen so genau unterscheidet, von diesem Vorwurf gewiss freizusprechen. Aber geringere Differenzen mögen, wo die Schrift keinen Unterschied machte, überhört worden sein, so bei den Reimen von altem *ei* auf *ei* < *ege* bei schwäbischen[5]) und österreichischen[6]), von altem *â* auf gelängtes *a* bei schwäbischen[7]), ostschweizerischen[8]) und österreichischen[9]) Dichtern; andererseits mochten phonetisch gleiche Reime seltener gebraucht werden wegen verschiedener Schreibung wie die österreichischen sehr seltenen *ît*: *eit* < *eget* oder auf unbetontes *-heit*[10]); endlich mochte die Entlehnung eines Reims aus fremdem Dialektgebiet angehörigen Dichtwerken (gewisse schwäbische[11]) und österreichische *in : în*[12]) durch gleiche Schreibung erleichtert werden. „Wenn (mnd.) Dichter ein umzulautendes *o* oder *u* mit unumgelauteten reimten, so suchten sie ohne Zweifel in der graphischen Gleichheit die Berechtigung dazu.“ Es ist aber aus diesen Reimen ebensowenig wie aus der gleichen Schreibung der Hss. der Schluss zu ziehen, dass die betreffende Mundart damals den Umlaut noch nicht gekannt habe[13]).

2. Was die Umgangssprache anbelangt, so denke ich mir das Verhältnis der einzelnen Mundarten innerhalb derselben ungefähr so wie das der kantonalen Dialekte in der Schweiz. Es gibt ja kein allgemeines Schweizerdeutsch, und dennoch wird eine gegenseitige Beeinflussung der einzelnen Kantonsdialekte, soweit diese von den gebildeten Klassen gesprochen werden, die mehr mit Kantonsfremden zu verkehren Gelegenheit haben, nicht abzuleugnen sein. Untersuchungen in dieser Richtung wären sehr erwünscht. Fischer[14]) bekam aus Rorschach die Auskunft, dass *sât*, *trât* (= sagt, trägt) „bäurisch“ sei, so dass *seit* als das in der Schweiz vorherrschende eine Art gemeinsprachlicher Form geworden ist, welche demgemäss in Städten und von Gebildeten öfters gehört wird. In Bern gilt die *u*-färbige Aussprache des *l*, das *ng* für *nd* u. a. m. für „grob“. „In einem kleinen Orte bei Köln existiert *i* in der Umgebung gewisser Konsonanten einschliesslich des *i* der hd. Schriftsprache in 4 verschiedenen Gestalten, die nach gesellschaftlichen Ständen streng getrennt sind, z. B. *mit*, *met*, *möt*, *mot*; *mist*, *mest*, *möst*, *most*“[15]). In Österreich

unterscheidet man wohl mit Recht zwischen einer „herrischen" und „bäurischen" Aussprache schon im Mittelalter [16]). Der letztern war schon früh das alte *ei (ai)*, wie das *uo* vor *m* und *n* zu einem *â* oder *oa* geworden. Die „herrische" Bevölkerung scheint aber in beiden Fällen *ai* gesprochen zu haben, in Beziehung auf das echte *ei* den ältern Gebrauch und den des übrigen Deutschland bewahrend, in Beziehung auf das *uo* aber dem oben angedeuteten Einfluss der Schrift und zwar eines falschen Schreibgebrauches unterliegend. Dass in dem Wiener Strassennamen der *Teinfaltstrasse* (für *tuomvoitstrâze*, Domvogtstrasse) dieser Schriftsprachgebrauch verewigt ist, hat schon WEINHOLD [17]) bemerkt. Aus dem Schreibgebrauch mittelalterlicher Schreiber scheint auch die Form *guet* in die nd. Umgangssprache gedrungen zu sein [18]). Wie anders als durch ständisch abgegrenzte Umgangssprachen soll man es sich erklären, wenn vor dem steirischen Reimchronisten Ottokar und dem Teichner nirgends in der bairisch-österreichischen Litteratur ein *ez* und *enk* vorkommt, während heute diese Formen das *ihr* und *euch* völlig verdrängt haben und von der historischen Grammatik als uralt nachgewiesen werden? Dass nicht einmal die Schreiber, die doch sonst vor allem im Innern der Verse in souveräner Willkür mit dem Texte schalten, jemals diese verpönten Pronomina einzusetzen gewagt haben? Wie anders als durch die Auffassung, dass man in guter Gesellschaft so nicht rede? Dass man anstössige Ausdrücke in höfischen Kreisen mied, ist selbstverständlich. So weigert sich Wolfram das Wort auszusprechen, mit dem Willehalm seine Schwester, die Königin von Frankreich, beschimpft hat. So wagt auch der genannte Ottokar das selbe Wort nur durch ein Palindrom auszudrücken, das auch sonst grammatisches Interesse bietet. Er weist den Leser an, das Wort *reuh* (Rauheit) rückwärts zu lesen und ein *e* zuzufügen. Das zeigt meiner Ansicht nach [19]) 1. dass er *eu* für mhd. *iu* schrieb, da ihm dieses (wie seine Reime zeigen, auch der Umlaut des *iu* in *treu*) mit dem aus *ew* entstandenen *eu* [20]) zusammengefallen war; 2. dass er *ue* für das *uo* unsrer Texte schrieb; 3. dass er im Auslaut *h* nicht *ch* schrieb, ähnlich wie Ulrich von dem Türlin im Akrostichon *mih* schreibt; 4. was das wichtigste ist: er apokopiert einerseits das *e* der Feminina (dass es im einen Fall aus *î* entstanden ist, im anderen aus *a*, verschlägt nichts), weiss aber, dass das nicht ganz

richtig ist, weist deshalb den Leser an, dort wo es ihm auf völlige Richtigkeit ankommt, das *e* zuzusetzen. Das zeigt uns einen Unterschied zwischen salopper und grammatisch richtiger Umgangssprache und ein Bewusstsein davon, die man bei einschlägigen Untersuchungen wird im Auge behalten müssen.

Diese Umgangssprache, innerhalb deren jeder den eigenen Dialekt bewahrte, aber doch die schärfsten Kanten, die den Spott der andern herausforderten und das Verständnis erschwerten, abzuschleifen bemüht war, diese prosaische Umgangssprache der feinern Kreise wurde allmählich das Ideal der mhd. höfischen Dichter im Gegensatz zu ihren Vorgängern, den Spielleuten, die mit einer dem Konversationston möglichst fremden, in pathetischen Formeln erstarrten Sprache gewirtschaftet hatten. Da wurden nicht nur die wohl dem wirklichen Leben längst abhanden gekommenen *wîgant, recke, degen, künne, balt, ellen, gemeit, marc, wal, mære, verschrôten* etc., alte Waffenbezeichnungen wie *gêr, sarwât,* sondern auch bis auf unsre Tage lebendige kräftige Worte, wohl eben dieser Kraft wegen, wie *Held* und *kühn*, gemieden. Durch die natürliche Wortstellung, die das für den Reim bequeme *der herre mîn, ein ritter guot* nicht mehr kannte [21]), durch die Reimbrechung, die Bevorzugung von Formwörtern im Reim [22]) *(dâ, dô, sâ, sô, nû,* ja sogar *ein)*, durch den Wechsel von monopodischem und dipodischem Rhythmus nähert man sich, so weit als möglich, der gewöhnlichen Rede.

Mit diesen negativen Einwirkungen ist natürlich der Einfluss der Gesellschaftssprache nicht erschöpft. Von Westen her war die neue Kultur gekommen, gegen sklavische Nachahmung westlicher Sprechweise hatten sich die östlichern Dialekte immer zu wehren: die Österreicher gegen das *vlæmen* und schwäbeln [23]), die Schwaben gegen das Eindringen rheinischer Formen [24]). Ganz gelang die Abwehr doch nicht, wenn auch die Extreme den jungen Modenarren überlassen blieben; denn auch bei vernünftigen Süddeutschen lesen wir von *pardrisekîn*, *blüemekîn*, *schapellekîn*, *kindekîn* und als Koseform des Namens *Wilhelm* erscheint *Willekîn*. Festgesetzt haben sich Ausdrücke des Ritterlebens wie *ors* und *wâpen* (neben *ros* und *wâfen*) und *dörper* als Übersetzung des franz. *vilain* [25]). Aus einem fränkischen Dialekt stammt jedenfalls auch das wohl in höfischen Umgangsformen gebrauchte österreichische *gnêdig* (man

denke an nhd. *gnädige Frau*), das Ottokar ganz richtig auf sein gelängtes *ledic* reimt [26]) und das heute noch *ê*, nicht *ā*, den rechten Umlaut des mhd. *â*, im Dialekte zeigt. Nicht aus der Hof-, aber aus der Kanzelsprache (fränkischer Geistlicher?), die ja auch heute ein gewisses gesondertes Dasein führt, stammen *geist* und *heilic*[27]), wofür Baiern und Österreicher wohl ursprünglich *âtum* und *wîh* sagten, die auch in heutiger Aussprache nicht die Entsprechung des alten *ai*, sondern das unveränderte alte *ai* zeigen, das mit der Entsprechung des alten *î* zusammengefallen ist. Deswegen reimt Helbling ganz richtig *sîst : geist*, obwohl die Tradition so mächtig ist, dass dieser Reim vereinzelt bleibt und trotz der handschriftlich überwiegenden Schreibung des Wortes mit *ei* (nicht *ai*) doch *volleist* und *weist* auch bei Österreichern die üblichen Reimentsprechungen bleiben. Wie die höfische Gesellschaft, wie die Spielleute, so bildeten auch Wanderprediger wie B. v. Regensburg ein gewisses interdialektisches Element [28]). Während so die Umgangssprache auf die Litteratur wirkt, hat sie ihrerseits wieder Einwirkungen von Seiten der Litteratur empfangen, um sie ihr dann schliesslich wieder zurückzugeben: so sind die Worte *klar*, *fein*, *wert* (als Epitheton), *geheuer*, *klug* (wenigstens in bestimmter Bedeutung) zunächst nur in der Umgangssprache des nordwestlichen Deutschland üblich gewesen, sind aus dessen Litteratur in die des östlichen und südlichen übernommen worden und von der Litteratur aus dann endlich auch in die Umgangssprache dieser ursprünglich fremden Gegenden eingedrungen. Wenn wir von einem „werten Freunde“ sprechen, einen „werten Brief“ beantworten, um den „werten Namen“ bitten, bedienen wir uns der höflichen Redeweise jener aristokratischen Zirkel des Mittelalters [29]).

Natürlich spielt auch das eigentliche Fremdwort eine grosse Rolle, nicht nur zur Bezeichnung der Realien des aus der Fremde gekommenen höfischen Lebens, sondern auch in die ethische Sphäre übergreifend[30]): ausser den genannten *klâr* und *vîn* noch *prîs*, *prîsen*, *fier*, *curteis* u. a. m. Natürlich war es, wie immer bei Fremdwörtern, nicht jedermanns Sache dieselben ganz genau aufzufassen und zu gebrauchen. Ob das Wort *curteis* oder *curtais*, *baraun* oder *baroun*, *sigelât* (man sprach ja in Österreich offenes *ô* für *â*) oder *sigelôt* heisse und wie es demgemäss zu reimen sei, darüber mochte ein Österreicher füglich im Zweifel sein. Nur die Lyrik verhielt

sich äusserst ablehnend gegen die Fremdwörter: die selben Dichter, die als Epiker dem Fremdwort den weitesten Spielraum gewähren, zeigen sich als Puristen, wenn sie lyrische Gedichte verfertigen. Das kommt daher, dass die Lyrik schon durch ihre Vortragsweise, den Gesang, sich von der gewöhnlichen Rede entfernen musste und nicht das Streben nach dem landläufigen Konversationston haben konnte. Sie war Poesie im engern Sinne, und alle Poesie hat immer die Abneigung gegen das Fremdwort gehabt. Eine Ausnahme macht nur H. v. Veldeke, dessen Lyrik verhältnismässig reicher an Fremdwörtern ist als seine Epik: das kommt daher, dass, was in Oberdeutschland als Fremdwort galt, in den Niederlanden bereits eingebürgert war, und dass die Lyrik Veldekes ausschliesslich für die Niederlande, seine Epik aber, wie Kraus nachgewiesen hat, für die Niederlande und für das übrige Deutschland bestimmt war[31]).

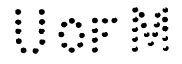
3. Wir haben oben von den Worten *klar*, *fein* u. s. w. gesprochen, die zunächst in die oberdeutsche Litteratur, von da in die Umgangssprache dringen. Sie zeigen sich zuerst in den Reimen, dann erst, viel später, auch im Innern des Verses. An den Reimen setzt überhaupt die Litteratursprache an. Sie lässt sich nicht nur zuerst und am besten daselbst konstatieren, sondern tritt auch zunächst dort auf. Im Innern des Verses lässt sie sich nicht von der Schriftsprache reinlich scheiden. Wir wissen bei der Willkürlichkeit, mit der mhd. Schreiber ihre Vorlage behandeln, nicht, was dem Dichter und was dem Schreiber angehört, ob der erstere durch fleissige Lektüre fremder Dichtwerke oder der letztere durch häufiges Abschreiben derselben sich die fremden Sprachformen angeeignet hat. Vielfach wird das zusammenfallen: wenn in einem Gebiete, in dem noch nicht viel Litteratur existiert, um dem Lesebedürfnisse des Publikums zu genügen, massenweise fremde Litteratur eingeführt wird, so wird das nach mittelalterlichem Buchhändlerbrauch nur zum geringsten Teil durch direkten Import fremder Hss. geschehen; gewöhnlich wird man sich die fremde Hs. ausleihen und an Ort und Stelle abschreiben lassen. Andererseits wird natürlich die einheimische litterarische Produktion angeregt werden, zuerst zu sklavischer Nachahmung, wobei die bequemen Reimformeln ungescheut herübergenommen, durch dieselben nicht nur fremde Worte, was auch Paul zugegeben, sondern auch fremde

Formen, was er geleugnet hatte, herübergenommen werden, bis allmählich immer mehr und mehr die Fesseln abgestreift, die Krücken weggeworfen werden, in immer freierer Bewegung die Dichter dem eigenen Geist vertrauen, der einheimischen Mundart Rechnung tragen und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Sich ganz von aller fremden Tradition zu befreien, ist aber kaum einem mhd. Dichter gelungen, unsre besten Schriftsteller kämpfen einen hartnäckigen Kampf gegen die fremden Formen, die schwächern ergeben sich willenlos. Wenn man sieht, wie etwa der Pleier seine Romane aus den Fetzen seiner berühmten, den verschiedensten Dialektgebieten angehörigen Vorgänger zusammenstückelt [32]), so wird einen diese Widerstandslosigkeit nicht mehr wunder nehmen. Bei den Grossen sind diese fremden Einflüsse bis auf wenige Spuren verschwunden, aber Spuren sind doch immer da: H. v. Veldeke reimt einigemale *dâ*, *ê* und *hie* statt der heimischen *dœre, êre, hiere*, öfters *niecht: liecht* statt seines *niet*, 2 mal *sprach: sach* statt *sprak*, und bindet nach niederrheinischem Vorbild 13 mal *g : k* (hochdeutsch *c : ch*) [33]); Wolfram reimt 7 mal *began*, 1 mal *quam*, 1 *quâmen*, 2 *quœme*, 1 *gân*, 3 *gât*, 2 *stât*, 1 *lie*, 1 *vân*, 3 *-lich*, 1 *lît*, 2 *treit*, 2 *geleit*, 1 *leiten*, lauter seiner Mundart fremde Reime, schon durch ihr seltenes Auftreten als Fremdlinge charakterisiert [34]); bei Gottfried finden sich Doppelformen, deren eine sicher jeweilen auf Entlehnung zurückgeht (doch fehlen einschlägige Untersuchungen); auch dass Hartmanns Mundart *seit* und *saget*, *geseit* und *gesagt* neben einander gesprochen haben sollte, ist mir nicht wahrscheinlich [35]), auch halte ich das *stên* des Iwein trotz Kraus [36]) für sicher importiert; daneben hat er natürlich ungescheut fremde Ausdrücke wie *mouwe* verwendet [37]); Wirnt entlehnt zuerst Hartmann das ihm fremde *kam*, dann, sobald er Wolfram kennen lernt, diesem das Formwort *sân* und eine Menge von Ausdrücken [38]).

Sehr schön hat Roethe [39]) gezeigt, wie ein ganzes Litteraturgebiet, das niederdeutsche, im Mittelalter mit fremder Sprachtradition arbeitet. Die Erscheinung ist zu durchgreifend, als dass man mit der Erklärung auskommen könnte, die niederdeutschen Dichter hätten ihre eigenen Formen gemieden und ihnen fremde, oberdeutsche angewendet, um auch in Oberdeutschland verstanden zu werden; wenn sie bloss das hätten haben wollen, so hätten sie sich auf das Verfahren Veldekes beschränken können, das mit

geringen Ausnahmen nur neutrale, d. h. weder in den Niederlanden noch in Deutschland anstössige Reime verwendet. Aber das massenhafte Auftreten der niederdeutsch unmöglichen Reime zeigt, dass wir es wenigens der Hauptsache nach nicht mit bewusster Absicht, sondern mit barer Unfähigkeit zu tun haben, mit einem bequemen Sich-gehen-lassen, das ja bei einzelnen durch diese Absicht verstärkt worden sein mag: sie verstanden es einfach nicht niederdeutsch zu reimen, weil es dafür noch keine Schablonen gab, darum reimten sie nach der mittel- und oberdeutschen Tradition, mochte das nun niederdeutsch passen oder nicht. Aber der Einfluss beschränkt sich durchaus nicht auf den Reim: „die gesamte mnd. Dichtung des 13. Jahrhunderts ist in hd. Sprache oder mindestens in einer Sprache mit deutlichen hd. Spuren auch ausser dem Reim erhalten.“

Nicht viel anders, nur minder intensiv, haben wir uns den Einfluss mitteldeutscher Dialekte auf Österreich zu denken[40]. Nur dass wir hier zwei Etappen unterscheiden müssen. Den ersten Sturm führen fränkische Geistliche und fränkische Spielleute. Die ältesten Hss. österreichischer geistlicher Gedichte schreiben anstandslos *gân*, *stân*, *gât*, *stât*, auch im Innern des Verses und wenn die Worte auf einander reimen, obwohl, wie BOHNENBERGER[41] überzeugend nachgewiesen hat, nur die *ê*- Formen dem bairisch-österreichischen Dialekt adaequat sind. Ablehnend aber verhalten sie sich gegen die fremden *quam*, *quâmen* und schreiben die einheimischen *chom*, *chômen*[42], selbst wo die Reime auf jene zu weisen scheinen. Denselben Stand der Dinge zeigt uns das ganze österreichische Volksepos[43], das ja im Stoff teilweise sicher auf fränkische Lieder zurückgeht und die Tradition, in der es steht, ausser durch die genannten Formen (die ja sonst alemannisch sein könnten) und deren Partizipia *gegân* und (seltener) *gestân*[44] noch durch die mitteldeutschen Partikeln *sint* und *sân* und vielleicht auch durch die Adverbia auf *wert* verrät[45]. Ich bin auch geneigt, die *gie*, *vie*, *lie*, die jene ältern Schreiber und das Volksepos anstandslos verwenden[46], und vor allem die zu *vie* gehörige[47] kontrahierte Form *vân* für entlehnt zu halten[48] wegen des gleichmässigen Verhaltens der höfischen Dichter gegen dieselben wie gegen die oben genannten Formen. Alle kennen die Formen *gân*, *stân*, *gât*, *stât*, *gegân*, *gie*, *lie*, *vie*, die meisten auch *gestân*, *sint*, *sân*, hingegen nicht *vân;* aber nur Lichtenstein verwendet alle mit Ausnahme der beiden Par-





tikeln[49]), der in Böhmen wohnende Ulrich v. d. Türlin *gie, lie, vie* anstandslos, auch *vân* hie und da[50]), alle übrigen verwenden diese Formen ganz anders als das Volksepos, so[51]), dass man sie deutlich nur als widerwillig gebrauchte, fremde Formen erkennt. Hingegen unterwerfen sie sich dem fremden Einflusse in Beziehung auf *kam, kâmen*[52]), Lichtenstein bringt neu ein *hie* zu *hâhen*, und Ottokar das sicher nicht österreichische Præteritum *hete*[53]). Die Schreiber dieser Epoche schreiben *gen* und *sten*, sobald die Worte aufeinander reimen[54]), und schwanken zwischen *kom* und *kam, komen* und *kamen*[55]). Auf dem Umweg über die Umgangssprache, aber auch als Einwanderung, erkläre ich mir die zahlreichen *ei* < *ege* und *age* in den österreichischen Dichtungen. In isolierten Worten (*getreide, gejeide, meit, eidechse, eide, Meinhart*) sind sie ja sicher einheimisch; aber anzunehmen, dass sie ehemals auch in der Verbalflexion allgemein und auf dem ganzen Gebiete geherrscht haben, dazu kann ich mich trotz vereinzelter *soat, froat, troat* in abgeschlossenen Gegenden Bayerns, Salzburgs und Österreichs[56]) nicht entschliessen. Andererseits ist Fischers Erklärung einer Analogiebildung aller dieser *kleit, teit* etc. nach dem Verhältnis des entlehnten *seit* zu dem einheimischen *saget* allzu künstlich[57]). So denke ich denn an Entlehnung aus einem mitteldeutschen Dialekt, in dem sowohl *ege* als *age* zu *ei* wurden, aber die *ei* < *ege* von den *ei* < *age* in der Aussprache geschieden waren, was nach Zwierzina daraus hervorgeht, dass nur die erstern auf *ei* < *î* reimen. Dass aber dieser Unterschied bei den österreichischen Dichtern gewahrt blieb, beweist wohl eine Entlehnung nicht auf litterarischem Wege, sondern zunächst in die höfische Umgangssprache, mit deren Verschwinden diese Formen freilich auch verschwanden, ohne Spuren im allgemeinen Dialekt zu hinterlassen[58]).

Natürlich hat nicht nur Oberdeutschland solche mitteldeutsche Einflüsse erfahren, sondern die Beeinflussung war eine gegenseitige. Gegenüber den wenigen Deminutiven auf *-kîn* die ich oben der höfischen Umgangssprache zugeschrieben habe, ist das alemannische Deminutivsuffix *-lîn* in weitaus grösserer Menge nicht nur in bairische, sondern auch in mitteldeutsche (und niederdeutsche) Schriftwerke eingedrungen[59]). Die Beeinflussung der Alemannen ist noch gar nicht untersucht. Boner z. B. gebraucht gewiss mehr seinem Berndeutsch fremde Formen, als man meint[60]).



4. Anders als die besprochenen dii minorum gentium in Norddeutschland und Österreich, haben die bedeutenden, sprachschöpferischen Autoren, abgesehen von den oben erwähnten geringfügigen Beeinflussungen, nur ihren Dialekt geschrieben. Aber wenn sie nur ihren Dialekt schrieben, haben sie ihn deswegen auch ganz geschrieben? Sie sagten nichts, was nicht ihrem Dialekt gemäss gewesen wäre, aber sagten sie, wenn sich die Gelegenheit bot, in ihren Dichtungen auch alles, was ihrem Dialekt gemäss war? Ich rede hier natürlich nicht von den Beschränkungen, die ihnen die oben abgehandelte höfische Umgangssprache auferlegte, sondern von der direkten Rücksichtnahme auf dialektfremde Deutsche. Wenn bei H. v. Veldeke in der Eneide das Wort *blîde*, das in allen andern niederländischen Dichtungen so häufig ist, nirgends vorkommt[61]), so lässt sich kein andrer Grund dafür denken, als dass zu seiner Zeit das Wort im übrigen Deutschland noch unbekannt war und nicht verstanden worden wäre, und dass er im Gegensatz zu seinen Stammgenossen auf das übrige Deutschland Rücksicht zu nehmen Ursache hatte. Ja wenn sein Manuscript in die Druckerei gewandert wäre! Da wären so und so viele ganz gleiche Exemplare nach Deutschland hinausgewandert. Das Buch wäre vielleicht gelesen worden, wie heute Fritz Reuter in Oberdeutschland mit und ohne Anmerkungen gelesen wird. Aber so, mit den Schreibern! *Ein schrîber dicke reht unrihtec machet* klagt Albrecht von Scharfenberg; *ich wæne, die schrîbære sîn an mengen steten schuldic dran*, wenn etwas nicht ordentlich abgefasst erscheine, meint Konrad v. Ammenhausen; Suso spricht einen Fluch über solche Schreiber aus. Was hätten die mit einem *blîde*, das sie nicht verstanden, angefangen, was wären sie im stande gewesen daraus zu machen! Das selbe was ein Setzer aus einem unverständlichen Worte, wenn die Korrektur nicht wäre. Ich muss immer an einen Bekannten denken, der in einem Aufsatze von *eklektischem Verfahren* zu sprechen unternahm. Die Korrektur kam natürlich mit *elektrischem*. Er korrigiert ruhig *eklektischem*. Die zweite Korrektur bringt wieder *elektrischem*. Er wird wild, schreibt an den Rand: „Donnerwetter, geben Sie doch Acht! *eklektischem!*" und verlangt eine dritte Korrektur. Die dritte Korrektur kommt wieder mit *elektrischem* und dazu die Randbemerkung des Setzers: „*eklektischem* ist ein Unsinn, *elektrischem* muss es heissen". Glücklicher-

weise sind solche widerborstige Setzer, die erst durch die Leitung der Druckerei zur Raison gebracht werden können, nicht häufig, von den Schreibern aber hatte jeder seinen eigenen Kopf, und da gab es gar keine Kontrolle.

Dabei handelte es sich freilich nur um einzelne Worte: im grossen und ganzen verstand man ja, wenn man wie die berufsmässigen Schreiber geübt war, den geschriebenen Dialekt des andern. Ob dieses Verständnis allgemein war, möchte man bezweifeln, wenn auch die Unterschiede der Dialekte seitdem natürlich sich vergrössert haben: gerade wenn es nicht so allgemein war, musste die Tätigkeit des Schreibers eine um so wichtigere sein, er hatte den überlieferten Text nicht Buchstabe für Buchstabe nachzumalen, sondern hatte ihn in die Sprache des Bestellers zu übersetzen. Wir haben von demselben Gedichte Handschriften in alemannischem, bairischem und niederrheinischem Dialekt. Denkmäler des 13. Jahrhunderts sind uns in der Sprache des 16. überliefert. Wenn die Abschreiber der Autoren des römischen Altertums so vorgegangen wären, so hätten wir heute überhaupt keine lateinische, sondern nur italienische, französische, spanische Hss. derselben erhalten. Dass die Abschreiber dort nicht so vorgingen, macht einen Hauptunterschied im Handwerk des klassischen und des germanistischen (und romanistischen) Philologen aus. Zum Ersatz für die dadurch entstehende grössere Schwierigkeit haben wir, wenigstens in Anbetracht der poetischen Denkmäler, freilich auch ein Mittel derselben Herr zu werden und die Schreibart des Autors von der des Übersetzers zu scheiden, ein Mittel, das unter gleichen Umständen den klassischen Philologen fehlen müsste: den Reim.

So einfach ist das freilich nicht. Wir haben oben den Schreiber als Übersetzer kennen gelernt. Er musste natürlich auch den Reim übersetzen, und es musste doch ein Reim bleiben. Das ging ganz gut in den meisten Fällen, denn es war ja doch im Grunde die gleiche Sprache. Wenn ein Niederdeutscher *bat* (besser): *dat* reimt, so hatte es der Oberdeutsche leicht das in *baz : daz* zu übersetzen[62]). Wie aber, wenn er *bat* (rogavi): *dat* reimt? Wenn der oberdeutsche Schreiber dumm war, so war er im stande, dennoch, ohne Rücksicht auf den Sinn, *baz : daz* zu schreiben, wenn er aber gescheit war und vielleicht noch poetisch beanlagt, so machte er einfach zwei neue Verse, die denselben Sinn gaben. Das ist das schlimmste



für uns Philologen, so ein gescheiter Schreiber: wie sollen wir da hinter das Echte kommen? Die Dichter haben wohl nicht an uns Philologen gedacht, wenn sie solchen Eventualitäten aus dem Wege gingen; aber es konnte ihnen doch selbst nicht gleichgiltig sein, wenn unreine Reime in ihren Werken figurierten, oder wenn schlechte Schreiberverse unter ihrem Namen umliefen. Dem konnten sie nur ausweichen, wenn sie sich auf solche Reime beschränkten, die in allen deutschen Dialekten gleich gut waren. Dazu mussten sie sich eine möglichst weitreichende Kenntnis der einzelnen Dialekte verschaffen, mussten das Besondre aus jedem einzelnen eliminieren und das Gemeinsame merken und ausschliesslich anwenden. Durch eine solche Abstraktion mussten sie zu dem Begriff einer nicht wie die heutige Schriftsprache neben, sondern über den Dialekten stehenden Sprache, einer *κοινή*, eines *Deutsch* kommen[63]). Diese nur in den Köpfen der Dichter, und in jedem nach seiner geringern oder grössern Dialektkenntnis anders lebende, nur in den Reimen angewendete Sprache (denn im Versinnern hatte man ja diese gewaltsame Beschränkung nicht nötig) ist es, was ich die Dichtersprache nenne. Der Ausdruck ist nicht besonders zutreffend, aber immerhin praktisch zur Unterscheidung von den drei oben besprochenen Kategorien.

Dass etwas derartiges existierte, haben, von ältern Beobachtungen ausgehend, in letzter Zeit vor allem Kraus und Zwierzina gezeigt. Der erste für H. v. Veldeke, den Vater der mhd. Dichtkunst, der andre für Hartmann und Wolfram. Am schönsten ist bei Hartmann zu beobachten, wie sich seine Kenntnis der fremden Dialekte immer mehr und mehr erweitert, wie seine Gewandtheit im Vermeiden der nicht gemeindeutschen Reime immer zunimmt, bis er endlich im Iwein, seinem letzten Werke, seinem Ideal der Dichtersprache am nächsten kommt. Solche Untersuchungen müssen nach und nach für alle Dichter gemacht werden. Am besten wird man die minder wichtigen in Dialektgruppen zusammenfassen. Selbst bei solchen, von denen man meinen sollte, dass sie ganz urwüchsig ihren Dialekt reimen, wie etwa der Steirer Ottokar, wird man dann eine oft überraschende Rücksicht auf fremde Mundarten merken[64]). Dass wir es dabei nicht mit einer auf die mhd. Dichtung beschränkten schrullenhaften Erschwerung des Reimens zu thun haben, hat Jellinek durch seinen Hinweis auf die frühnhd.[65]), Kraus durch den auf die altfranz. Dichtkunst[66]) gezeigt.

Ich stehe am Ende meiner Aufgabe. Das Korn, das LACHMANN gesäet hat, beginnt aufzugehen. Die Zeit seiner Schüler, die seine Resultate annahmen, ohne die Wege zu kennen, auf denen er zu ihnen gekommen ist, wie die Zeit seiner Gegner, die seine Resultate leugneten, weil sie seine Wege nicht kannten, ist vorbei. Aber die Epoche der Gegnerschaft ist nicht fruchtlos verstrichen. Die Aufmerksamkeit andern Problemen zugewendet, hat man die Hände nicht in den Schoss gelegt. Die Kenntniss der modernen Dialekte, deren Mangel bei LACHMANN sich deutlich fühlbar macht, hat mittlerweile bedeutende Fortschritte gemacht. Es ist eine erst in den Anfängen begriffene Wissenschaft, aber wir sehen schon, was wir von ihr zu erwarten haben. Man baue die Dialektologie aus und gehe daneben LACHMANN'sche Wege, dann erst wird eine mhd. Grammatik und eine Geschichte der deutschen Sprache, die den höchsten Anforderungen entsprechen, möglich sein.

Anmerkungen.

---

[1]) Gab es eine mhd. Schriftsprache? 1873.

[2]) BEHAGHEL, zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache (Baseler Universitätsschrift 1886), dagegen KAUFFMANN, Paul u. Braune, Beiträge 13, 464 ff; BEHAGHEL, Schriftsprache und Mundart (Giessener Universitätsschrift 1896); KRAUS, H. v. Veldeke und die mhd. Dichtersprache. Halle 1899; SCHRÖDER ebenda S. 180 ff.; ROETHE, die Reimvorreden des Sachsenspiegels, Abh. der Göttinger Gesellschaft, phil.-hist. Klasse II, 8; ZWIERZINA, Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs. Festschr. f. Heinzel (Halle 1898) S. 437 ff.

[3]) So schreibt K. v. Megenberg, ein Franke von Geburt, durchaus bairisch, obwohl er sich seiner *müeterleichen däutsch* wohl erinnert; vgl. PFEIFFERS Einleitung XVI f. SOCIN, Schriftsprache und Dialekte 120 f. Über den Einfluss des Aufenthaltes in Poppelsdorf auf die Sprache des Büheler s. BEHAGHEL, Germania 36, 243 f.

[4]) VANCSA, d. erste Auftreten der deutschen Sprache in d. Urkunden. Leipzig 1895 (Preisschr. d. Jablonowskischen Gesellschaft XXX), S. 28.

[5]) KAUFFMANN, Gesch. d. schwäb. Mundart S. 281.

[6]) BRENNER, Paul u. Braune, Beiträge 19, 482. Näheres wird ZWIERZINA im nächsten Jahrgange der Zschr. f. d. Altertum ausführen.

[7]) KAUFFMANN a. a. O. 281 ff.

[8]) BOHNENBERGER, Paul u. Braune, Beiträge 20, 543.

[9]) BEHAGHEL, Schriftsprache und Mundart S. 27. Diese Reime sind ebenso ungenau wie die hie und da erscheinenden *â : ô*, während die *â : o* und *a : ô*, so selten sie auch in mhd. Schriften auftreten, doch dem heutigen Dialekte wenigstens ganz entsprechen (NAGL, Roanad S. 8).

[10]) Wenn wir von Jans Enikel absehen, so werden wir kaum viel über 15 Reimpaare bekommen. Manche Dichter wie der Reimchronist Ottokar meiden sie vollständig. Dass aber das aus *î* und das aus *ege* entwickelte *ei* ziemlich zusammengefallen sein müssen, wird ZWIERZINA a. a. O. zeigen. Über *heit* s. BRENNER a. a. O. 481. Nur Enikel reimt dieses zweimal richtig auf *ît*, meist ist es nach der Schrift, nicht nach der Sprache, auf *eit* gereimt. Verschieden von diesen sind die 6 oder 7 einfach falschen Reimpaare von *î* auf altes *ei* in Enikels Weltchronik. Über die Schreibung des alten *î* als *i*, auch nachdem es längst diphthongiert war, s. SEEMÜLLER, Ottokar II, S. CXIII.

[11]) FISCHER, Germania 36, 415 Anm. 1.



[12]) Weinhold, bair. Gramm. § 51. Behaghel, Schriftsprache und Mundart, Anm. 4. Ebenso sind wohl die kurzen *rich, gelich* entlehnt. Alle andern angeblich österreichischen Reime von *i : î*, soweit solche angeführt werden, sind mir aber unwahrscheinlich und verdächtig.

[13]) Franck, Anz. f. d. Altert. 13, 212 Anm.

[14]) Zur Geschichte des Mhd. (Tübinger Universitätsschrift 1889), S. 14 Anm. Mischdialekte bei eingewanderten Kantonsfremden kann man täglich beobachten, auch Unterschiede im Dialekt von Eltern und Kindern, ältern und jüngern Geschwistern innerhalb solcher eingewanderter Familien. Interessante Belege verdanke ich Hrn. Seminarlehrer Rothenbach in Küsnacht bei Zürich.

[15]) Franck a. a. O. 214.

[16]) Nagl, das hohe *A* in der bair.-österr. Mundart. Wien 1895. Brenner a. a. O. 475 ff.

[17]) Bair. Gramm. §. 66. R. Müller, Blätter d. Vereins f. Landeskunde v. Niederösterreich 18 (1884), 422. Auf die Aussprache als *ai* deuten auch die erwähnten falschen Reime bei Enikel; denn *ā* oder *oa* auf *ei* zu reimen, konnte auch einem nachlässigen Reimer nicht einfallen.

[18]) Aber erst in neuerer Zeit, da die mnd. Dichter zwar *gut* schreiben, aber *gôd* reimen (Franck a. a. O. 221.)

[19]) Jellinek meint, dass *ruh* zu lesen sei, mit *u* für den Umlaut des *û* (vgl. Sievers, Paul und Braune, Beitr. 20, 331), so dass das fehlende *e* vor statt nach dem *r* einzufügen wäre und die obigen Folgerungen über Apokope entfielen.

[20]) Einen Reim *iu : öu* (Umlaut des *ou*) gibt es nirgends, weniger weil die Laute getrennt geblieben waren, als weil es kaum entsprechende Worte (etwa *schiumen : tröumen*) gab.

[21]) Zwierzina, Zschr. f. d. Alt. 40, 237 ff.

[22]) Zwierzina. Beobachtungen. Festschrift für Heinzel S. 440.

[23]) Seemüller, Seifried Helbling S. XIII. Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 108 ff.

[24]) Kauffmann, Gesch. d. schwäb. Mundart 277.

[25]) Behaghel, Pauls Grundr. I², 671.

[26]) Ottokar sprach offenbar schon *ā* für *æ* (während er mhd. *á* als offenes *ō* sprach), kann es daher auf kein anderes *e* als das des sekundären Umlauts von *a* reimen (*mähte, geslähte, geträhte, ähte, Steinäch, blundräch, birkäch, bärten, Grätze, wägen,* Plural von *wagen,* nicht Infinitiv, wie Seemüller, Ottokar II S. CXII irrtümlich angibt), wozu noch die *e* der fremden Namen *Jerusalem, Betlehem* (worin er mit Enikel übereinstimmt) kommen, und die, ebenfalls wie heute, bereits *ā* gesprochenen *ou* von *urloube(n), erlouben, geloube, goumen.* Hingegen ist *phlegen : underwegen, slahest : vâhest, slahet : vâhet, rede : phede* (von *phat*), *hete : tete, verbern : schrîbern, dem : widerzem* statt der von Seemüller a. a. O. angegebenen Reime zu lesen.

[27]) Brenner a. a. O. 481. Ehrismann ebenda 22, 293 Anm.

Wie *fleisch* und *rein* aufzufassen sind, ist fraglich; *beide* hat heute *ai,* (ganz ausnahmweise *ā, oa;* Nagl, das hohe *A*, S. 32), obwohl die Hss., so viel ich sehe, meist *ai* schreiben: der Unterschied beruht wohl auf betonter und unbe-

tonter Form (wie bei *ein*, s. Brenner a. a. O.). Daneben ist *bêde* durch Ulrich v. d. Türlin und Ottokar und wohl noch andere für Österreich genügend bezeugt: im heutigen Dialekt NAGL a. a. O.); Heinrich v. d. Türlin aber hat die Form nirgends im Reim (freilich war sie auch schwer unterzubringen), denn *Lêden : bêden* 2229 ist *Leiden : beiden* zu lesen, und diese Bezeichnung der der Wolframschen Cunneware entsprechenden Figur als „die hässliche Frau" sagenhistorisch interessant (vgl. *li lais hardiz* als Bezeichnung eines Ritters).

[28]) WACKERNAGEL, Gesch. d. d. Litt. I[1], 124. §. 46. SOCIN a. a. O. 110 ff.

[29]) STEINMEYER, über einige Epitheta der mhd. Poesie. Erlanger Prorektoratsrede. 1889.

[30]) Vgl. die Entlehnung von *gut* in nd. Mundarten (s. o. Anm. 18.).

[31]) KRAUS, H. v. Veldeke und die mhd. Dichtersprache.

[32]) STEINMEYER, Götting. gel. Anz. 1887, Nr. 21. 1893, Nr. 3. ZWIERZINA Anz. f. d. Alt. 22, 353 ff.

[33]) KRAUS a. a. O. S. 69. 72. 74. 152.

[34]) ZWIERZINA, Beobachtungen. Festschrift f. Heinzel S. 465 ff.

[35]) Trotz der Unterscheidung von *treit, leit,* neben denen kein *tregt, legt* vorkommt, worauf FISCHER zur Gesch. des Mhd. 25. 62, ZWIERZINA a. a. O. 471 Gewicht zu legen scheinen; denn die Entlehnung jener Formen konnte an dem Inf. *sagen* eine Stütze haben, die bei *legen* fehlte, während *tragen* nur zum starken Verbum gezogen ward.

[36]) Das sogenannte II. Büchlein und Hartmanns Werke. Festschrift für Heinzel. S. 153 ff.

[37]) GRUHN, Zschr. f. d. Altert. 43, 277. Der sehr geschickte Aufsatz erkennt wohl, dass wir vieles von älterer Epik verloren haben müssen, macht aber von dieser Kenntnis keinen rechten Gebrauch. Wie könnte er sonst auf die paar Übereinstimmungen einiger Zusatzstellen des Erec mit dem Lanzelet, dessen Quelle wir nicht kennen, so viel Gewicht legen? Fast ebenso viel Gewicht wie seine ungeschickten Gegner darauf legten?

[38]) STEINMEYER, über einige Epitheta, S. 18. ZWIERZINA a. a. O. 444. 493. 500.

[39]) ROETHE, die Reimvorreden des Sachsenspiegels; KRAUS a. a. O. 172 ff.

[40]) Man muss sich daher sehr hüten, (wie MICHELS, mhd. Elementarbuch S. 23) den Dialekt eines einzelnen Dichters wie U. v. d. Türlin „wesentlich md." zu nennen. Md. Eigentümlichkeiten wie ein einmaliges *sal* finden sich bei Dichtern von unverfälschtem Österreichertum wie H. v. d. Türlin (1025) ebenfalls. Für die folgenden Untersuchungen ist eine Auswahl aus der mhd. Litteratur in Österreich getroffen, es sind ca. 200,000 Verse: Ottokar 30,000, Krone 30,000, Enikel 29,000, Neustadt 29,000, Lichtenstein 19,000, Biterolf 13,000, D. Flucht 10,000, Ulr. v. d. Türlin 10,000, Nibelungen A 9,000, Helbling 8,000, Rabenschlacht 7,000, Klage 3,000.

[41]) Paul und Braune, Beitr. 22, 209 ff.

[42]) Vgl. SCHRÖDER, Kaiserchronik S. 52; was sein a. a. O. angeführtes anderes Schiboleth anlangt, so ist damit, wenigstens für die spätere Zeit, nicht viel anzufangen, weil verschiedene Denkmäler eine Form weder von *muge(n), (müge(n)* noch von *mege(n)* im Reime haben (wie Nibelungen A, Klage, Helbling, Dietrichs

Flucht, Rabenschlacht, Frauenbuch), andere beide neben einander (H. v. Melk 4 *e* 2 *u*, Krone 4 *e* 4 *u*, Frauendienst 2 *e* 3 *u*, H. v. Neustadt 1 *e* 4 *u*, Ottokar in den ersten 30,000 Versen 1 *e* 5 *u*), andere endlich nur *u* (Türlin 2, Kudrun und Biterolf je 1).

[43]) *gân* inf. Nibel. A 160, Kudrun 38, Biterolf 55, Klage 4, Dietrichs Flucht 37, Rabenschlacht 20; *stân* inf. Nibel. A. 113, Kudrun 20, Biterolf 76, Klage 15, Dietr. Flucht 43, Rabenschlacht 24; beide untereinander verhältnismässig geringe Ziffern: Nibel. A 42, Kudrun 5, Biterolf 8, Klage 3, Dietr. Flucht 12, Rabenschlacht 2; dazu kommen noch 2 *gân : gân* in Dietr. Flucht, 1 *stân : stân* Nibel. A; beweisende Reime für *gên*, *stên*, die ja freilich nicht häufig sind, hat das Volksepos nirgends, denn der Reim *stên : Machazên* in der Klage beweist nichts, weil wir von diesem Götzen sonst nichts wissen, derselbe also gerade so gut *Machazân* heissen kann. *gât* Nibel. A 5. Kudrun 0, Biterolf 5, Klage 3, Dietr. Flucht 10, Rabenschlacht 2; *stât* Nibel. A 24, Kudrun 13, Biterolf 39, Klage 7, D. Flucht 8, Rabenschlacht 3; beide untereinander Nibel. A 6, Kudrun 0, Biterolf 3, Klage 0, D. Flucht 2, Rabenschlacht 0; beweisenden Reim für *stêt* gibt es einen im Biterolf: *Tolêt*, aber dieser eine Reim zeigt viel eher, dass man die *ê*-Form gemieden hat, weil sonst die Dichter Eigennamen, wenn sie ein darauf passendes Reimwort haben, ungemein gern in den Reim setzen. Andere Formen des Indicativs: *ich gân* Nibel. A 1, Biterolf 1; *wir gân* Nibel. A 1, Dietrichs Flucht 1, Rabenschlacht 1; *si gânt* Nibel. 1; *ich stân* Nibel. A 4, Biterolf 3; *wir stân* Nibel. A 4, Biterolf 1; *si stânt* Biterolf 1; *gânt : stânt* Nibel. A 2, Klage 1. Im Konjunktiv herrschen die *ê*-Formen: *gê* Nibel. A 7, Kudrun 7, Biterolf 4, Rabenschlacht 1; *stê* Biterolf 6, Dietr. Flucht 2; unter einander Nibel. A 3, Biterolf 3, Dietr. Flucht 1; doch drängen sich auch hier *â*-Formen ein: *stâ* Kudrun 1, Biterolf 1; *si gân* Nibel. A 2, Biterolf 1; *si stân* Biterolf 3. Auf *kom*, *kômen* gibt es natürlich kaum Reimwörter, nur Dietr. Flucht hat ein einmaliges *kom : om* zu stande gebracht; im allgemeinen wird ein Denkmal, dem diese Formen eigentümlich sind, dies dadurch kund geben, dass es die für den Reim so bequemen *kam*, *kâmen*, *kæme* nie oder selten in den Reim setzt. Wir finden demgemäss *kam* Nibel. A 1, Kudrun 0, Biterolf 2, Klage 1, Dietr. Flucht 0, Rabenschlacht 0; *kâmen* Nibel. A 1, Kudrun 0, Biterolf 1, Klage 4, Dietr. Flucht 2, Rabenschlacht 0; *kæme(n)* Nibel. A 0, Kudrun 0, Biterolf 1, Klage 0, D. Flucht 4, Rabenschlacht 0. Ich brauche nicht zu sagen, dass alle diese Zahlen erst Bedeutung gewinnen durch Entgegenstellung der entsprechenden der höfischen Epen.

[44]) *gegân* Nibel. A 18, Kudrun 8, Biterolf 16, Klage 4, Dietr. Flucht 29, Rabenschlacht 7; *gestân* Nibel. A 9, Kudrun 1, Biterolf 10, Klage 2, D. Flucht 9, Rabenschlacht 4. Über diese „mitteldeutschen Formen“ s. Schröder, Kaiserchronik S. 53.

[45]) *sint* Nibel. A 25, Kudrun 21, Biterolf 31, Klage 8, Dietr. Flucht 7, Rabenschlacht 10; *sît* Nibel. A 16, Kudrun 8, Biterolf 23, Klage 4, D. Flucht 10, Rabenschlacht 2; *sider* Nibel. A 5, Kudrun 1, Biterolf 20, Klage 4, D. Flucht 6, Rabenschlacht 16 (ich bemerke in Parenthese, dass die Hs. der Kudrun im Innern des Verses das Adverb *sît (seit)* 55, *sider* 5 mal hat, *sint* niemals); *sân* Nibel. A 6, Kudrun 0, Biterolf 2, Klage 1, Dietr. Flucht 0, Rabenschlacht 0;

sâ Nibel. A 1, Kudrun 1, Biterolf 12, Klage 0, Dietr. Flucht 5, Rabenschlacht 1; *-wert* Nibel. A 1, Biterolf 5.

[46]) *gie* Nibel. A 24, Kudrun 18, Biterolf 27, Klage 2, Dietr. Flucht 28, Rabenschlacht 6; *vie* Nibel. A 2, Kudrun 0, Biterolf 5, Klage 2, Dietr. Flucht 2, Rabenschlacht 1; untereinander Nibel. A 9, Kudrun 4, Biterolf 9, Klage 1, Dietr. Flucht 10, Rabenschlacht 0, dazu kommt 1 *gie : gie* in der Klage; *lie* Nibel. A 21, Kudrun 10, Biterolf 20, Klage 4, Dietr. Flucht 7, Rabenschlacht 3; *liez* Nibel. 3, Kudrun 13, Biterolf 16, Klage 5, Dietr. Flucht 1, Rabenschlacht 0.

[47]) Kraus, das sogenannte II. Büchlein S. 165.

[48]) *vân* inf. Nibel. A 6, Kudrun 2, Biterolf 10, Klage 2, Dietr. Flucht 3, Rabenschlacht 0; *vâhen* Nibel. A 0 (weil als klingender Reim fast ausgeschlossen), Kudrun 11, Biterolf 7, Klage 5, Dietr. Flucht 6, Rabenschlacht 1; *gevangen* Nibel. A 0 (aus gleichem Grunde), Kudrun 8, Biterolf 3, Klage 0, Dietrichs Flucht 2, Rabenschlacht 1; nirgends das Particip *gevân*.

[49]) Lichtenstein hat *gân* inf. 52 mal, *stân* inf. 45, *stên* inf. 1, beide untereinander 18; *gât* 37, *stât* 64, untereinander 7; *ich stân* 2, *du gâst* 1, *si gânt* 5, *si stânt* 1, *gê* 14, *stê* 10, untereinander 2, *si gân* 1; *gegân* 12, *gegangen* 2, *gestân* 3; *gie* 77, *vie* 13, untereinander 26; *hie* 2, *hie : gie* 2; *lie* 31, *liez* 8; *vân* 2, *vât* 1, *vâhen* 1; *sint* 1, *sît* 5, *sider* 11; *sân* 0, *sâ* 120.

[50]) Ulrich v. d. Türlin hat *gie* 50, *vie* 24, untereinander 17; *lie* 42, *liez* 11; er hat auch *vân* 2, *vâhen* 11, *vâhet* 1.

[51]) *gân* inf. Krone 17, Ulrich v. d. Türlin 1, H. v. Neustadt 62, Ottokar (die ersten 30,000 Verse; im folgenden als „Ottokar" zitiert) 10, Helbling 5, Enikels Weltchronik (im folgenden als „Enikel" zitiert) 196; *stân* inf. Krone 37, Ulr. v. d. Türlin 4, H. v. Neustadt 80, Ottokar 12, Helbling 8, Enikel 165; *gên* Krone 17, Türlin 2, H. v. Neustadt 0, Ottokar 1, Helbling 1, Enikel 0; *stên* Krone 15, Türlin 2, Neustadt 2, Ottokar 8, Helbling 2, Enikel 0; untereinander Krone 26, Türlin 10, Neustadt 25, Ottokar 14, Helbling 21, Enikel 94. Hierbei ist ausser auf die Häufigkeit der schwer zu reimenden *ê*-Formen und der Reime untereinander noch auf die Verteilung in den einzelnen Gedichten zu achten: wenn der inf. *gân* im ersten Drittel der Krone (den ersten 10,000 Versen), in der zweiten Hälfte der untersuchten Partie des Ottokar (den zweiten 15,000 Versen), in dem ursprünglichen Gedicht des U. v. d. Türlin überhaupt nicht vorkommt, so ist das charakteristisch. Die Krone und H. v. Neustadt bilden in der Verteilung gewissermassen Gegensätze: während die erstere immer nachlässiger wird und damit ungenierter im Gebrauch der fremden Formen, verbannt H. v. N. die im Anfang sehr häufig gebrauchten immer mehr, so dass sein erstes Gedicht, der Apollonius, das ungefähr dreimal so lang ist wie das zweite, Gottes Zukunft, doch immer viel mehr als das Dreifache der fremden Reime enthält. Die einheimischen Formen aber und die auf einander gereimten sind in beiden Gedichten gleichmässig verteilt oder bewegen sich in umgekehrter Richtung. Die genannten Formen sind also bei den beiden Autoren folgendermassen verteilt: *gân* Krone 0. 7. 10, Neustadt 59. 3; *stân* Krone 8. 13. 16, Neustadt 68. 12; hingegen *gên* Krone 7. 6. 4, Neustadt 0; *stên* Krone 6. 2. 7, Neustadt 2, 0; untereinander Krone 11. 8. 7, Neustadt 18. 7. Dazu kommt ein *gên : gên* bei Enikel, und ein

gên : stên ebenda, wobei letzteres 3. konj. plur. ist. Die hohen Zahlen in Enikels Weltchronik erklären sich zum Teil aus seiner Bevorzugung der stumpfen Reime: sie enthält nach flüchtiger Schätzung zirka doppelt so viel als die Krone.

gât Krone 12 (7. 3. 2), Türlin 0, Neustadt 13 (10. 3), Ottokar 2, Helbling 7, Enikel 12; *stât* Krone 45 (7. 18. 20), Türlin 0, Neustadt 16 (11. 5), Ottokar 4, Helbling 4, Enikel 29; *gêt* Krone 8 (2. 2. 4), Türlin 3, Neustadt 1 (0. 1), Ottokar 2, Helbling 2, Enikel 0; *stêt* Krone 7 (2. 1. 4), Türlin 2, Neustadt 2 (1. 1), Ottokar 2, Helbling 2, Enikel 15; untereinander: Krone 9 (4. 1. 4), Türlin 7, Neustadt 26 (10. 16), Ottokar 5, Helbling 18, Enikel 8. Dazu 1 *gêt : gêt* Ottokar, 1 *stêt : stêt* Neustadt.

Für Enikel sind trotz der entgegenstehenden grossen Zahlen die 15 *stêt* entscheidend. Ich habe hier und sonst die wenigen Fälle der 2. Pluralis mitgezählt, unter denen aber kein Konjunktiv ist.

ich gân Enikel 1; *ich stân* Krone 1, Neustadt 2, Ottokar 1, Enikel 1; untereinander: Neustadt 1; *si stânt* Ottokar 1, Enikel 2; *si stênt : si gênt* Krone 5, Ottokar 1, Helbling 1, Enikel 1; *du gêst : du stêst* Neustadt 3. Konjunktiv: *gê* Krone 14, Türlin 8, Neustadt 8, Ottokar 4, Helbling 9, Enikel 8; *gâ* Krone 2; *stê* Krone 6, Türlin 2, Neustadt 9, Ottokar 2, Enikel 1; untereinander Türlin 1, Neustadt 2, Ottokar 1, Enikel 5; *wir stân* Enikel 2; *si stân* Enikel 1, einmal daselbst im Reim auf den inf. *gên*, einmal in der Krone im Reime auf *si gên*.

gegân Krone 23 (1. 9. 13), Türlin 3, Neustadt 9 (7. 2), Ottokar 5, Helbling 1, Enikel 58; *gestân* Krone 0, Türlin 0, Neustadt 1 (1. 0), Ottokar 3, Helbling 0, Enikel 3.

gie Krone 29 (3. 6. 20), Neustadt 20 (15. 5), Ottokar 25, Helbling 18, Enikel 55; *vie* Krone 27 (5. 4. 18), Neustadt 3 (3. 0), Ottokar 11, Helbling 6, Enikel 13; untereinander: Krone 69 (20. 22. 23), Neustadt 30 (22. 8), Ottokar 46, Helbling 10, Enikel 92; unter diesen ist Krone 12384 sicher *gienc : vienc* zu lesen, weil dieses Gedicht nicht zwei gleiche Reimpaare hintereinander kennt; *vienc : vienc* Enikel 1; *gienc : hienc* Krone 7 (3. 3. 1), Neustadt 2 (0. 2), Ottokar 1, Enikel 7; *gienc : teidinc* Enikel 1 (vgl. H. v. Melk, Erinnerung 441 *vienc : dinc*, Krone 24800 *bringet : fienget)*; *vienc : hienc* Krone 7 (1. 5. 1), Neustadt 4 (2. 2), Ottokar 1; weder *vân* noch *gevân* kommt vor, denn Krone 19399, was nur in der schlechten Hs. P überliefert ist, ist in *hân ergangen : vervangen* zu ändern; nur Ottokar hat zweimal den Imperativ *vâ (vâchâ vâ)*; *lie* Krone 48 (6. 19. 23), Neustadt 8 (8. 0), Ottokar 6, Helbling 16, Enikel 25; *liez* Krone 36 (10. 8. 18), Neustadt 17 (12. 5), Ottokar 80, Helbling 3, Enikel 63. Man vergleiche hier besonders die oben angeführten Zahlen Türlins und des Volksepos.

sint Krone 1 (0. 1. 0), Türlein 1, Neustadt 11 (9. 2), Ottokar 2, Helbling 1, Enikel 7; besonders instruktiv sind die beiden Fälle Ottokars, beide male auf *vînt* gereimt, was uns nicht veranlassen soll, mit SEEMÜLLER *sînt* zu schreiben, sondern vielmehr aus der mitteldeutschen Kürzung *vint* zu schliessen, dass die beiden Reimpaare mit Haut und Haar entlehnt sind; *sint* im normalen Reim erscheint zum ersten male ausserhalb der von mir untersuchten Partie 53573; *sît* Krone 11 (4. 1. 6), Türlin 1, Neustadt 7 (6. 1), Ottokar 13, Helbling 0, Enikel 6; *sider* Krone 0, Türlin 3, Neustadt 29, (19. 10), Ottokar 28, Helbling 1,

Enikel 15; über das Verhältnis von *sît* und *sider* bin ich zu keinem abschliessenden Urteil gekommen, über das Verhalten Wolframs vgl. Zwierzina, Beobachtungen, Festschrift S. 478 ff.; *sân* Krone 0, Türlin 26, Neustadt 2 (2. 0), Ottokar 12, Helbling 0, Enikel 0; *sâ* Krone 56 (15. 13. 28), Türlin 20, Neustadt 14 (13. 1), Ottokar 49, Helbling 2, Enikel 34; weshalb die Krone und Neustadt bei *sâ* die gleiche Verteilung wie bei den fremden Formen zeigen, ist ungewiss, entweder wegen ihres Verhaltens gegen Formwörter im Reim im allgemeinen, oder weil dieses für sie schon veraltet, also doch auch fremd, wenn auch nicht ausländisch war.

[52]) *kam* Krone 37 (11. 14. 12), Türlin 20, Neustadt 56 (47. 9), Ottokar 56, Helbling 3, Enikel 45; *kom* hat Ottokar 13 mal, Türlin 1 mal mit dem oben erwähnten, aus Dietr. Flucht entlehnten Reim *om*; *kâmen* Krone 14 (5. 5. 4), Türlin 2, Neustadt 11 (8. 3), Ottokar 10, Helbling 0, Enikel 16; *kômen* hat Ottokar 11, Enikel 2, Helbling 1; *kæme(n)* Krone 7 (2. 2. 3), Türlin 3, Neustadt 10 (8. 2), Ottokar 80, Helbling 0, Enikel 14.

[53]) Ottokar reimt in genannter Partie 154 mal *het(en)* auf Umlauts- *e* oder Brechungs- *e*, dazu 22 mal auf Eigennamen, die Ottokar sowohl lang als kurz gebraucht. Dass nicht etwa Reim von *e* auf *ê* anzunehmen ist, geht schon daraus hervor, dass Ottokar vor *t* nur zweimal in der genannten Partie diesen Reim hat, obwohl die dort verwendeten Reimworte *stet, bët* einerseits, *gêt, stêt* andererseits ja nicht schwer anzubringen waren, so dass ihm der Reim der beiden Vokale vor *t* offenbar nicht passte, während er *ë* : *ê* vor *r* 46, vor *h* 17 mal hat. Andere fremde Formen (*hâte(n)* 16, *hatten* 1, *hæte(n)* 8) reimt er ebenso selten wie seine eigenen: *hêt* 2 (resp. *hêt(en)* 24 mal, wenn man die 22 Eigennamen mitzählt), *hiete(n)* 8. Letztere (innerösterreichische?) Form erscheint ja überhaupt nicht oft: Krone 1, Türlin 0, Neustadt 0, Helbling 2, Enikel 13, Lichtenstein 0, Nibelungen A 0, Kudrun 2, Biterolf 3, Klage 0, Dietr. Flucht 0, Rabenschlacht 0. Neben dieser zeigt sich *hêt(en)* als die eigentlich heimische Form, welche allerdings ausser im Singular (und auch das nur von denen, die apokopieren) kaum in den Reim gesetzt werden kann: darum haben das Nibelungenlied und Lichtenstein (mit Ausnahme eines *hæten* im Frauenbuch) überhaupt keine Form des Präteritums im Reim. Die Kudrun hat nur die beiden genannten *hiete*, hingegen hat sie *hête(n)* 37 mal in der Caesur, so dass wohl auch die übrigen 194 Fälle des Präteritums *hête* im Versinnern (ausserdem erscheinen daselbst noch 3 *hiete* und 41 Formen mit *æ*) mit *ê* anzusetzen sind. Die Krone hat 25 *hêt* (da die Reime auf fremde Wörter und Namen hier sicher mitzurechnen sind, ausserdem einige male *hêt : gêt* für Scholls *hât : gât* einzusetzen ist), Türlin 12, Neustadt 1, Helbling 5, Enikel 16. Hingegen erscheint *het(en)* Krone 5, Neustadt 6, Enikel 6, *hâte(n)* Krone 2, Türlin 1, Dietr. Flucht 4, Rabenschlacht 5, *hæte(n)* Klage 2, Biterolf 2, Dietr. Flucht 4, Rabenschlacht 1, Enikel 1, Krone 2, Türlein 1, Neustadt 1, *hette* Krone 1, Neustadt 1. Man meine nicht, dass *hete* so selten erscheint, weil es etwa *ë* hatte und deswegen schwer ein Reimwort zu finden war, wenn *tete* nicht beliebt wurde, da ja, wie Zwierzina zeigen wird, die Österreicher *e : ë* von *t* unbedenklich reimen. *hete* würde ja freilich zum heutigen Landdialekt von Niederösterreich *hêd* ebenso gut stimmen wie *hête* (nicht

aber *hæte* wie NAGL, Roanad S. 90, meint); Kärnthen hat *hiet* (LEXER, Kärnthisches Wb. 129).

[54]) JÄNICKE, Deutsches Heldenbuch I S. XI. Die dortige Beobachtung ist zu verallgemeinern.

[55]) Unter den Hss. des Apollonius des H. v. Neustadt schreibt die eine meistens *kom*, die andern drei meist *kam*. In der Kudrun finden sich 57 *kam*, 8 *kom*, 21 *kâmen*, 33 *kômen*, 8 *kæme(n)*, 18 *kœme(n)*.

[56]) NAGL, das hohe *A* S. 39; FISCHER, zur Geschichte des Mhd. S. 33 bezeichnet zwar ganz Bayern und Österreich ausser gewissen, hier nicht in Frage kommenden Enclaven als *sagt*-Gebiet; doch s. über die Unvollständigkeit dieser seiner Angaben auch WREDE, Anz. f. d. Alt. 16, 275 ff. Auch im nicht alemannischen Tyrol; vgl. z. B. *soast* bei Dörler, Sagen aus Innsbrucks Umgebung S. 42.

[57]) FISCHER, a. a. O. S. 69.

[58]) Wenn wir also dem österreichischen Dialekt diese Formen absprechen, stimmt er auch in dieser Beziehung vollkommen zu dem bairischen Wolframs (ZWIERZINA, Beobachtungen. Festschrift S. 472), wie in allen übrigen oben besprochenen Fällen mit Ausnahme des *sân*, das eine Eigentümlichkeit seines dem fränkischen benachbarten Dialektes gewesen sein muss (ZWIERZINA, a. a. O. 439 ff.). Dazu stimmt auch das gleichmässige Verhalten zu dem Worte *hêrre*, denn so ist allerdings mit ZWIERZINA (a. a. O. 475 ff.) die Form für Wolfram anzusetzen, trotz anscheinend entgegenstehenden Indicien. Wolfram reimt das Wort 5 mal auf *êrre* und *mêrre*, was ihm eigentümlich ist, aber er reimt auch einmal *herren : kêren*, und 7 mal *herre(n) : -erre(n)*. Wie es sich erklärt, dass W. vor *r* 6 mal Umlaut-*e* auf *ê* reimt und niemals Brechungs-*e* (gerade entgegengesetzt dem Brauch, den ZWIERZINA bei den Österreichern gefunden hat und ich durchaus bestätigt gefunden habe), weiss ich freilich nicht zu sagen. Aber sicher ist, dass er in jenem Schwanken mit einer Reihe von Österreichern übereinstimmt. So hat H. v. Neustadt das Wort im Apollonius 6 mal, und zwar 4 : *-êre(n)*, 2 : *-erre(n)*, Ottokar in genannter Partie 177 mal, u. zw. 148 : *-êre(n)*, 19 : *-erre(n)* und 10 : *-ern*, Kudrun 30 mal, u. zw. 1 : *-êre*, 29 : *-erre(n)* (freilich auch ein *verre : sêre*), Enikel 21 mal, u. zw. 1 : *-êren*, 20 : *erre(n)*. Es erscheint überhaupt nicht im Reim in Gottes Zukunft und (natürlich) den Nibelungen. Hingegen nur : *erre(n)* Krone 31 (19. 7. 5), Türlin 3, Helbling 24, Lichtenstein 4, Klage 4, Biterolf 7, Dietr. Flucht 17, Rabenschlacht 31.

[59]) BEHAGHEL, Grundriss I, 670. 671. Paul u. Braune, Beitr. 18, 534 ff.

[60]) Einiges ist SCHOCH, über Boners Sprache 23. 29 ff. aufgefallen; eine Arbeit, die bei mir im Seminar vorbereitet wird, soll den Nachweis für obige Behauptung beibringen.

[61]) KRAUS, H. v. Veldeke S. 9.

[62]) Die oberdeutschen Dichter reimen ungescheut *sach : sprach*, obwohl das im Niederdeutschen nicht geht. Auf die Niederdeutschen wird überhaupt keine Rücksicht genommen, was mit ihrer oben skizzierten litterarischen Abhängigkeit zusammenhängt: sie sprachen Niederdeutsch, aber sie dichteten hochdeutsch, so gut sie konnten, und wurden, was die Litteratur anlangt, zu den

Oberdeutschen gerechnet. Von einem gebildeten Niederdeutschen wurde die Kenntnis des Oberdeutschen vorausgesetzt.

[63]) Es gab wohl Dichter, die sich bewusst ablehnend verhielten gegen den Zwang, den ihnen eine solche Gemeinsprache auferlegte, und das Recht für sich in Anspruch nahmen zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. So E. v. Erfurt (s. Kraus a. a. O. S. 174 ff.), H. v. Trimberg (Socin a. a. O. 116 ff. 119.). Aber diese Abwehr setzt doch den Begriff der Gemeinsprache und den Anspruch, dass man sich ihrer bediene, Dialektisches (wenigstens im Reim) meide, voraus.

[64]) So hat Ottokar nur einmal, gegen Anfang seines umfangreichen Werkes (9474), den bei Österreichern sehr beliebten Reim *ouf : louf*, hingegen ungemein häufig (in den ersten 30,000 Versen nicht weniger als 29 mal) den neutralen Reim *ûf : hûf*, wobei auf die neben *hûf* stehende Ablautsform *houf* zu achten ist, die es ermöglichte auf die eine oder andere Weise zu lesen. Die Wahl gerade dieses Wortes ist gewiss kein Zufall. Ebenso hat er nur einmal zu Anfang (1873) *nit,* hingegen sehr häufig *niht*, auch in adverbialer Funktion, wo er es kaum mehr sprach.

[65]) Kraus, a. a. O. 166 ff.

[66]) a. a. O. 176 ff.

